

kirchlichen Erwachsenenbildung. Dazu bedarf es in einem Fall der Vermittlung von neuen, sachlich ansprechenden Informationsschriften, im anderen Fall des Gesprächs oder der Bereitschaft, in Referaten die breite Palette kirchlicher Berufe – von seelsorglichen, katechetischen, erzieherischen bis zu sozialen Aufgaben – und die Probleme moderner christlich-kirchlicher Berufsfindung darzustellen.

Offensichtlich bleiben noch viele Aufgaben für die „Arbeitsstellen Berufe der Kirche“ übrig, selbst wenn „Beruf(ung)spastoral“ als eine Entfaltung von Jugendpastoral verstanden wird und

wenn in der Verkündigung auf die Berufung aller Christen größerer Wert als bisher gelegt wird. Alle Christen sind berufen, die einmalige Botschaft von Jesus dem Christus – als das neue Volk Gottes – weiterzusagen. Beide Tatsachen schließen nicht aus, daß es Frauen und Männer gibt, die zu einem besonderen Zeugnis des Glaubens und zu einem herausgehobenen Dienst in und am Volk Gottes berufen sind.

Roman Bleistein SJ

¹ Swiatek, Jörg: Werden wozu du berufen bist. Wege der Beruf(ung)spastoral. Freiburg: Herder 1996. XII, 277 S. Kart. 58,-.

Abendländische Philosophiegeschichte

Wenn ein Philosoph heute aufgefordert würde, die gesamte Geschichte der abendländischen Philosophie in ihren Hauptzügen darzustellen, fände sich wohl kaum einer, der sich dazu in der Lage sähe. Wolfgang Röd, Professor der Philosophie an der Universität Innsbruck, ist einer jener ganz wenigen, die ein solches Abenteuer wagen konnten¹, gestützt auf die Erfahrungen und Kenntnisse, die in die von ihm herausgegebene und großenteils auch selbst verfaßte etwa zwölfbändige Reihe „Geschichte der Philosophie“ eingegangen sind.

Dem Außenstehenden scheint es oft, als sei die Geschichte der Philosophie ein Auf und Ab von Meinungen, die keinerlei Fortschritt der Problementfaltung, geschweige denn der Lösungsvorschläge enthalte. Diesem Eindruck tritt Röd überzeugend entgegen. Er will freilich nicht behaupten, als folge die Geschichte der Philosophie einem gesetzlichen Verlauf, wie das Hegel, und mit ihm eine beträchtliche Anzahl anderer Autoren, angenommen hat. Denn nicht nur gestaltete sich die denkerische Produktion zu farbig, wobei auch nichtphilosophische Motive mitspielten; vor allem würde es Röd eigener konstruktivistischer Erkenntnistheorie widersprechen, eine innere Struktur seines Gegenstands anzunehmen, die nicht zuerst, als Interpretationshypothese, in diesen gelegt worden wäre.

Diese Hypothese besteht nun erstens darin, daß die Probleme der theoretischen Philosophie (Metaphysik, Erkenntnistheorie, Naturphilosophie) denen der praktischen Philosophie überge-

ordnet seien, und daß (zweitens) das Zentrum der theoretischen Probleme das Rätsel der Erkenntnis sei: mit anderen Worten die Tatsache, daß wir etwas wissen können, die Röd mit Paul Natorps Worten so formuliert: „daß es etwas gibt, das sich uns gleichsam zeigt und spricht: Ich bin da, und ich bin für dich da“ (I 19). Da sich Wissen in allgemeinen Sätzen ausspricht, ergeben sich von daher sofort Probleme, die die ganze Geschichte der Philosophie durchziehen: Wie verhält sich diese Allgemeinheit zur Besonderheit der jeweiligen Erfahrung? Wodurch ist sie legitimiert? Gibt es Universalien in der Sache selbst oder nur als Produkt unserer Abstraktions-Konstruktion? Wenn Wissen evidentes Sachwissen ist, was muß als Struktur der Wirklichkeit vorausgesetzt werden, damit jenes möglich ist? Wenn eine „logische“ Struktur der Wirklichkeit nicht vorausgesetzt werden darf, was bedeutet das für die Selbsteinschätzung unserer Erkenntnisfähigkeit?

So sehr nun solche Fragen schon bald nach dem Beginn der Philosophie, bei Platon, gestellt worden sind und von da an nicht mehr verstummten, so sehr ist es auch wahr, daß sie das eigentliche Pathos der neuzeitlichen, der kritischen Metaphysik im Stil eines Descartes und vor allem eines Kant ausmachten. Kants Transzendentalphilosophie bildet denn auch den immer wieder deutlich herausgestellten Bezugspunkt dieser Darstellung europäischer Philosophiegeschichte.

Paradox an diesem Ansatz ist freilich, daß dieser Bezugspunkt, auf den Röd die Philosophiegeschichte der Sache nach zulaufen läßt, ein Wendepunkt ist, vor dem der größere und noch einigermaßen einheitliche Teil der Geschichte liegt, während sich nach Kant die Philosophie alsbald in eine kaum mehr zu vereinheitlichende Vielfalt von Problemstellungen und Methoden des Vorgehens zersplittert, so daß sich Röd gezwungen sieht, um die Idee der Philosophie selbst zu bangen. Dieser Sorge steht freilich seine Überzeugung zur Seite, daß „wesentliche Gedanken des von Kant geprägten Kritizismus, wenn auch meist mittelbar, nach wie vor zu den prägenden Faktoren der Philosophie gehören und vermutlich auch in der Zukunft gehören werden“ (I 30). So ist es wohl auch nicht zufällig, daß diese Geschichte der Philosophie mit einer Darstellung Karl Poppers schließt, auch wenn Röd kein Popperianer im engeren Sinn ist.

Verfolgt man mit Röds Augen den „Weg der Philosophie“ durch zweieinhalb Jahrtausende, so stellt sich dieser, trotz aller Gegenteilstendenzen, als ein Prozeß zunehmender Selbstbeschränkung dar: von der platonisch-aristotelischen Annahme eigenständiger, nichtempirischer und evidenter Erkenntnis eines vorausgesetzten Seins, die den einzelwissenschaftlichen Forschungen die Basis ihrer Wahrheitsfähigkeit und den Rahmen ihrer Theoriebildung vorgaben, zu einer immer größeren Armut der Philosophie, die darin besteht, daß sie keine nur ihr eigenen Gegenstände mehr hat, sondern nur noch die Tatsache der Erfahrung und der Theoriebildung überhaupt auf ihre Möglichkeitsbedingungen hin untersuchen kann. Philosophische Erkenntnis beansprucht auch keine apodiktische Gewißheit und absolute Geltung mehr, sondern weiß sich, wenn auch auf anderer Ebene, ebenso hypothetisch wie die allgemeinen Sätze anderer Wissenschaften. Innerhalb des Spannungsgefüges von Philosophie und empirischen Wissenschaften vollzieht sich also eine Gewichtsverschiebung zugunsten der letzteren, wenngleich Röd weit davon entfernt ist, dem Naturalismus oder gar einem Materialismus das Wort zu reden.

Eines ist jedenfalls deutlich geworden: Es handelt sich bei dem vorliegenden Werk nicht um eine bloße Summe von Nacherzählungen dessen, was früher gedacht worden ist. Es handelt sich

vielmehr um das, was Kant eine „philosophierende Geschichte der Philosophie“ genannt hat, also um eine Darstellung der Geschichte, die sich bemüht, diese mit dem gegenwärtigen Denken in Beziehung zu setzen, und die deswegen bestrebt ist, die systematischen Voraussetzungen des damaligen Fragens und Antwortens herauszuheben und kritisch zu beurteilen.

Natürlich geht Röd bei seinen Urteilen zur Sache, wie es gar nicht anders sein kann, von seinen eigenen philosophischen Auffassungen aus, die man nicht in jedem Punkt teilen muß, z. B. wenn er das reale „Können“ auf die logische Möglichkeit zurückführt (I 161), oder wenn er an manchen Stellen das Argumentieren und das Aufdecken von Sachverhalten wohl zu sehr als Gegensatz hinstellt, oder wenn er aufgrund der Tatsache, daß Evidenz nie vollkommen zu sichern ist und so nie absolut sein kann, vorzuschlagen scheint, auf den Evidenzbegriff ganz zu verzichten (II 338). Dennoch ist die Art und Weise, wie Röds eigenes Urteilen in die geschichtliche Darstellung eingeflochten ist, nie dogmatisch oder gar aufdringlich; seine Einstellung auch zu jenen Entwürfen, die seine Sympathie nicht haben, ist vornehm; die Priorität hat in jedem Fall der Versuch einer möglichst objektiven Rekonstruktion aus den immanenten Problemen und Voraussetzungen der Autoren und das heißt auch: ganzer Epochen.

Röds Werk ist in zwei Teile gegliedert, deren erster Altertum, Mittelalter und Renaissance behandelt, während der zweite, etwas umfangreichere, bei Descartes einsetzt und bis etwa zur Mitte unseres Jahrhunderts geht. Wenn sich ein einziger Verfasser die Darstellung der gesamten Philosophiegeschichte zum Ziel gesetzt hat, kann es gar nicht anders sein, als daß er sich in manchen Perioden besser auskennt als in anderen. Röds Verständnis der frühen Antike ist beeindruckender als das des Aristoteles; seine Kenntnisse des Mittelalters sind solide, seine eigentliche Domäne jedoch ist die Philosophie der „klassischen“ Neuzeit. Bei der Darstellung der frühen und mittelalterlichen christlichen Philosophie informiert Röd auch über deren Beziehung zur biblisch-partristischen Theologie sowie zur Mystik. Relativ breit kommen die Versuche jener Übergangszeit zur Sprache, die man Renaissance nennt (um so erstaunlicher ist es, daß die wirkungsmächtige Ge-

stalt eines Francisco Suárez fehlt). Je näher es an unsere Zeit geht, desto mehr mußte Röd auswählen. So fehlen Namen wie Franz Rosenzweig, Martin Buber, Maurice Merleau-Ponty.

Bei einem so sorgfältigen Arbeiter wie Röd versteht es sich von selbst, daß er seinem Werk eine Reihe von zuverlässigen Registern beigegeben hat, die dem Leser das Eindringen erleichtern: eine Liste der Werke in Auswahl (wichtige Editionen und leicht erreichbare Ausgaben bzw. Übersetzungen); Einführungs- und Übersichts-literatur; eine Zeittafel sowie ein Namensregister.

Röds Sprache ist von lauterer Schlichtheit und Klarheit. Sein „Weg der Philosophie“ ist eine überaus bewunderswerte Leistung und ein Geschenk für den Leser, der sich über einzelne Denker der Vergangenheit informieren will oder etwas von der inneren Konsequenz und Dramatik der Geschichte des wissenschaftlichen Geistes in Europa erfassen möchte. *Gerd Haeffner SJ*

¹ Röd, Wolfgang: Der Weg der Philosophie von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Bd. 1–2. München: Beck 1996. 525, 637 S., Lw. 49,80, 68,-.

Zukunftsfähiges Deutschland

Bekenntnisse zur Solidarität mit den ärmsten Ländern dieser Welt und noch mehr Bekenntnisse zu einem schonenden Umgang mit unserer Umwelt gehören zum politischen Alltag. Auch im privaten Bereich gehört es in vielen Milieus längst zum guten Ton, der eigenen Sorge um eine gesunde Umwelt Ausdruck zu verleihen. Leider entspricht der weitverbreiteten Einsicht, daß es höchste Zeit ist für eine ökologische Neuorientierung unserer Wirtschaftsweise und unseres Lebensstils, nicht eine ebenso weitverbreitete wirtschaftliche, politische und private Praxis.

Die Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“¹, die vom Wuppertaler Institut im Auftrag vom Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) und dem Bischöflichen Hilfswerk Misereor erstellt worden ist, kommt deshalb zu einem günstigen Zeitpunkt. In ihr versuchen die Autoren, möglichst konkret, vor allem aber auch – das ist vielleicht die hervorstechendste Eigenschaft dieser Studie – möglichst einladend darzustellen, was es bedeuten würde, Deutschland auf eine global nachhaltige Entwicklung hin umzugestalten. Auf der Konferenz der Vereinten Nationen über Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro 1992 wurde „nachhaltige Entwicklung“ zur zusammenfassenden Zielvorstellung internationaler Zusammenarbeit in den Bereichen Ökologie und Entwicklung erhoben. Im zweiten Kapitel der vorliegenden Studie („Maßstäbe“) versuchen die Autoren zunächst, diese Zielbeschreibung konkreter zu fassen und in Umweltziele für ein zukunftsfähiges Deutschland umzuschreiben.

Dazu legen sie zwei Werturteile offen, die die Basis für alles weitere bilden: Nachhaltige Entwicklung soll zum einen heißen, daß künftige Generationen die gleichen Lebenschancen haben sollen, zum anderen, daß jeder Mensch das gleiche Recht auf eine intakte Umwelt und das gleiche Recht auf den Verbrauch von globalen Ressourcen hat. Um diese Werturteile operationalisieren zu können, benutzen die Autoren das Konzept des „Umweltraums“ als den Handlungsrahmen, in dem sich eine Menschheit bewegen muß, die zukünftigen Generationen gleiche Chancen gewähren möchte, und in dem sich ein Land bewegen muß, das für seine Bürger nicht größere Nutzungsrechte an globalen Ressourcen in Anspruch nehmen möchte, als dem Rest der Menschheit gewährt sind.

Das Ziel, als Land sich innerhalb des so definierten Umweltraums zu bewegen, ist für die Autoren nur dann erreichbar, wenn eine Umorientierung von einer Umweltpolitik der Schadstoffvermeidung hin zu einer Politik der Reduktion der Energie- und Stoffumsätze gelingt. Diese Überzeugung hat weitreichende Konsequenzen für die weiteren Ausführungen: Sie macht deutlich, warum bloßer Materialverbrauch (inklusive der Stoffmengen, die, ohne je weiter gebraucht zu werden, schon bei der Materialgewinnung als Abfall anfallen, der sogenannten „ökologischen Rucksäcke“) zu einem wichtigen Umweltindikator werden kann.

Für die Belastungsfähigkeit von Mensch und Umwelt lassen sich oft nur Bandbreiten angeben.